



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

L., O.: Aus deutschem Volksmunde

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Alterstruhe Platz. Die Matrone, in der Mitte ihrer Kinder und Kindeskinde in Schlosse zu Rohant, hot Freunden und Besuchern ein sympathisches Bild. Dieser stimmungsvolle Lebensabend spiegelt sich am klarsten in den Erzählungen, die sie ihren Enkelinnen Aurore und Gabriele widmete. Wer die treffliche Erzählerin unter die Jugendschriftsteller einreihen wollte, würde bei den Pädagogen sicher auf heftigen Widerspruch stoßen. Und dennoch! Wie prächtig denkt sich diese echte Kinderfreundin in das Gemüt der Kleinen hinein. Wie geschickt flücht sie in oft humorvollen Bericht unaufdringliche Lehren. Sie weckt Teilnahme für einfache Sitten, für ein ländliches schmuckes Heim, zieht die übertriebne Putzucht ins Lächerliche, bekämpft den törichten Hochmut, fördert die Liebe zur Natur und verklärt die Alltäglichkeit mit einem nicht übertrieben phantastischen Hauche. Im Géant Jéous feiert sie symbolisch die alles überwindende geduldige Arbeit, in den Ailes de Courage schildert sie einen der Kinderwelt vortrefflich angepaßten modernen Robinson Crusoe, in Le Nuage rose dichtet sie ein liebliches Märchen, das den Fleiß der Spinnerin zum Motiv hat. In den Duft eines Rosenwölkchens hüllt sie den entschwindnen Mädchentraum einer Greisin, die ihrer gelehrigen Großnichte am Spinnrade das schlichte Geheimnis unverdrossenen Eifers verrät und mit den bedeutungsvollen Worten schließt: „Träume entfliehen, die Arbeit bleibt.“

Wer heute in der Fülle der zum Teil vergessenen Werke George Sands nach einem passenden Lebensmotto für die Licht- und die Schattenseiten dieser großen Natur sucht, der möge sinnend Halt machen vor einer Stelle der Sept Cordes de la Lyre: „Die Liebe ist die höchste Weisheit; die Tugend beruht auf der Liebe, und das tugendhafteste Herz ist das, das am meisten liebt!“



Aus deutschem Volksmunde



U n der Erklärung volkstümlicher Ausdrücke und Wendungen ist viel gesündigt worden, teils durch allzu flotte Zurechtdeutung, teils durch übertriebne Spitzfindigkeit. Der zuverlässigste Weg bleibt aber doch die rückschreitende Forschung, die zunächst die Spuren hinauf verfolgt, soweit das möglich ist, und dann die allmähliche Entwicklung und Ausbreitung von der gefundenen Wurzel aus aufzeigt. Voraussetzung dazu ist die sorgfältige Sammlung und Sichtung der einschlägigen Belege. Das ist bisher nicht immer ausreichend geschehen. Denn mag auch das in Betracht kommende Sprachgut in oft jahrhundertlangem Umlauf bisweilen nicht nur das ursprüngliche Gepräge stark abgeschliffen, sondern wohl gar die äußere Form arg verunstaltet haben, so ist es dennoch weit nützlicher, diesen Fundstücken durch aufmerksame Prüfung ihre Geschichte mühsam abzufragen, als sich in wohlfeilen Phantasievorstellungen zu gefallen. Darum soll hier an einer Reihe anspruchsloser Lesefrüchte zur Ergänzung der Hauptfundstätte, des Grimmschen Wörterbuchs, das Aufkommen und Fortleben einer

Anzahl volkstümlicher Redensarten weiter erläutert und zum Teil neu erklärt werden. (Vgl. die in Heft 25 des vorigen Jahrgangs S. 721 ff. von R. W. gegebenen dankenswerten Ausführungen.) Ich schließe mich dabei auch an Wustmanns durchgreifende Neubearbeitung des Borchardtschen Sammelwerks an (Leipzig, 1894).

1. Einem das Bad gesegnen. Eine jetzt abgestorbne Redensart, die aber mehrere Jahrhunderte hindurch im Munde geführt wurde und noch in Goethes *Faust* nachklingt (Zweiter Teil, B. 11739). Ursprünglich wurde sie durchaus im guten Sinne gebraucht und bezog sich auf den (frommen) Wunsch „(Gott) gesegne 's Bad!“ womit man den Badenden begrüßte. Sehr früh aber bekam sie auch ironische Färbung und bedeutete „es jemand schlimm bekommen lassen.“ Als ältesten Beleg dafür notiere ich eine Stelle aus den Gedichten Oswalds von Wolkenstein (1367 bis 1445), wo er ein mißglücktes Liebesabenteuer erzählt und dann den fatalen Empfang bei der Gattin mit den Worten schildert:

Und gsegnet mir das pad
mit fluochen und mit schelden.

(Siehe Ausgabe von Beda Weber, Innsbruck 1847, S. 207.) Im übertragenen Sinne, wobei die alte Beziehung schon ganz verschwunden ist, begegnet sie auch bei Langbein 1805 (Ausgabe von Goedike XIV, S. 55): „Das Bad, das sie ihm zugebracht hatten, ward des folgenden Tages ihnen gesegnet.“

2. Böhmisches Dörfer. Daß dieser Ausdruck zuerst angewandt worden ist, um etwas als ebenso fremdartig wie die slawischen Dorfbezeichnungen und das ganze slawische Idiom überhaupt zu charakterisieren, ist nicht zu bezweifeln. In diesem Sinne ist er schon seit dem sechzehnten Jahrhundert geläufig. Es lohnt kaum, die Belege dafür zu häufen. Vergleiche zum Beispiel Tenzels „Monatliche Unterredungen“ 1689 (Neue Ausgabe 1690, S. 875), Handes Gedichte 1731 (Erster Teil, S. 212). Interessant aber ist, wie der Ausdruck schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu Parallelbildungen herausfordert in immer neuerer Abwechslung. Zuerst finde ich in einem Briefe des österreichischen Dichters von Scheyb vom 6. Juni 1750 (Gottscheds handschriftlicher Briefwechsel XV, Bl. 272) „arabische Dörfer“ entsprechend erwähnt. Dann spricht Goethe in Werthers *Leiden* (Zweites Buch, 24. Dezember 1771) von „spanischen Dörfern.“ Und August Wilhelm von Schlegel versucht 1828 in einer Anmerkung zu einem neu abgedruckten *Athenäumsaufsatz* gewissermaßen die Erklärung dazu zu geben, indem er im Anschluß an eine Strophe aus dem Gedichte »Schläferin« von Voß das Nähere ausführt:

„Fremd, wie Böhmen und Spanien,
Sah das Mädchen mich an . . .“

In der ersten Zeile sind zwei sprichwörtliche Redensarten zusammengeknüpft; die eine »Das sind ihm böhmische Dörfer«; die andre »Dies oder jenes kommt einem spanisch vor«. Die erste ist wohl daher abzuleiten, daß in den böhmischen Städten beide Sprachen geredet wurden, in den Dörfern aber nur die böhmische, sodaß der Deutsche sich da nicht mehr verständigen konnte. Zu der zweiten Redensart mochte die strenge Kriegszucht Anlaß geben, die Herzog Alba auch unter den deutschen Truppen einführen wollte.“

Sogar „ägyptische Dörfer“ erwähnt Bogumil Goltz in gleichem Sinne in seinem Buche „Ein Kleinstädter in Ägypten“ (1853, S. 114). Aber alle diese Neubildungen haben den alten Ausdruck nicht verdrängen können, der nebenher bei Thümmel, Seume, Langbein, Brentano, Hoffmann von Fallersleben u. a. weiter geführt wurde und heutigestags noch ganz gäng und gäbe ist. Vergleiche zum Beispiel die hübsche humoristische Äußerung von Gutzkow (Gesammelte Werke 1845. I, 181): „Bei dem Einen sieht ein böhmisches Dorf so aus wie das, wovon gerade die Rede ist, beim Andern wie ein Satz aus der Naturgeschichte, beim Dritten wie der Pythagoräische Lehrsatz, beim Vierten wie die Theorie der Gleichungen vom vierten Grade, beim Fünften, einem Minister, wie sein Portefeuille, beim Sechsten wie etwas, was man schon wieder vergessen hat oder, bei musikalischen Referenten, wie Etwas, wovon man nichts versteht“ usw.

3. Jemand einen Dämpfer aufsetzen. Diese Wendung leitet Borchardt im Anschluß ans Grimmsche Wörterbuch von der Musik her. Ich halte das für irrig und glaube, daß sie ursprünglich auf die Vorrichtung (den Dämpfer oder das Dampfhorn) zielt, die man auf die Lichter setzte, um sie dadurch auszulöschen. Nach Adelung ist dieser Dämpfer ein an einem Stab befestigtes Horn, das man zum Beispiel in den Dorfkirchen zu verwenden pflegte. Diese Vorstellung liegt zum Beispiel schon in einer Stelle aus Langbeins „Harfnerin zu Drachenstein“ 1801 deutlich vor (Goedikes Ausgabe X, 95), wo es von der jungen Gräfin Mathilde beim Anblick des verlassenen Geliebten heißt: „Ihre nicht erstorbene, nur unterdrückte Liebe für den Unglücklichen loberte jetzt, wie das letzte sprühende Flämmchen eines niedergebrannten Lichtes, für einen Augenblick wieder hoch empor; doch eilend stürzte die Eitelkeit ihren kalten Dämpfer darüber, und die Flamme des Herzens erstickte.“ Später allerdings mag sich mit dieser Vorstellung die der musikalischen Vorrichtung zum Abdämpfen von Klangwirkungen verbunden haben, sodaß mit dem Abkommen jener Sitte auch das Bewußtsein von der ursprünglichen Entstehung des Ausdrucks schwand. Jetzt bezeichnet man damit eben weniger das Abstellen (Auslöschen) als vielmehr das Mäßigen einer Handlung.

4. Ein Engel fliegt durchs Zimmer. Über das Aufkommen dieser Redensart im Deutschen herrscht keine rechte Klarheit. Schon Reinhold Köhler, der außer einer griechischen auch spanische Parallelen herbeizieht, fragt nach ältern Belegen (Kleinere Schriften III, 542), die über das neunzehnte Jahrhundert zurückführen. Die Wendung selbst ist aber seitdem allgemein üblich. Vergleiche zum Beispiel noch Gutzkows Buch „Aus der Zeit und dem Leben“ 1844, S. 67: „Wenn sie alle Sprühteufel ihres Witzes und ihrer Affektation losgelassen haben und plötzlich, wie verabredet, eine Erschöpfung, eine Pause eintritt, wo man nichts als einen klappernden Teelöffel hört, dann sagen sie: Ein Engel geht durchs Zimmer.“ Ähnlich Heyse (Gesammelte Werke 1872. I, 82). Auch in Klaus Groths plattdeutscher Erzählung vom „Peter Runrad“ (Quickborn, I. Teil) ist zu lesen:

— un mit eenmal wer dat still,

As flog der, wie man seggt, en Geist doert hus.

5. Bei jemand ins Fettnäpfchen treten. Die Redensart scheint in der Form relativ jung zu sein. Das Grimmsche Wörterbuch merkt sie zwar an, aber ohne ein Beispiel dafür zu bringen. Und die Umschreibung „es bei jemand verschütten“ gibt keine befriedigende Erklärung über den Ursprung. Das Richtige lehren verwandte ältere Wendungen, wie: „Hans tapp ins mus“ (Schwabe, Volleingefchenktes Tintenfüßl, 1745) oder eine noch nicht beachtete Stelle bei Oswald von Wolkenstein (Webers Ausgabe S. 180), die uns noch ein paar Jahrhunderte weiter zurückführt: haintzl tritenprey, d. i. „Heinz tritt in Brei,“ beides Spottbezeichnungen für ungeschickte Menschen oder Tolpatsche. Also scheint unsrer Redensart etwa der Sinn „bei jemand ins Fettnäpfchen tappen, patschen“ zugrunde zu liegen, d. h. eben dann, dadurch seinen Zorn erregen, es mit ihm verderben. In dieser abgeblaßten Bedeutung ist sie mir zum Beispiel in Langbeins „Herbstrosen“ (1829) begegnet (Goedikes Ausgabe VIII, 12): „Ei, da traten sie bei ihm gewaltig ins Näpfchen!“

6. Weder gehauen noch gestochen. Nach Borchardt-Wustmann ist das zugrunde liegende Bild vom Fechten genommen. Das bezweifle ich. Mir scheint der Ausdruck vielmehr ursprünglich von einem ungeschickten Schlächter herzuführen. So wird die Wendung zum Beispiel in Clemens Brentanos Festspiel „Victoria und ihre Geschwister“ (1813) verwandt, wo zwar die Redensart „es ist halt weder gehauen noch gestochen!“ (Gesammelte Schriften 1852. VII, 358) zunächst schon auf die ungereimte Rede geht, aber doch aus dem vorhergehenden die Beziehung auf das Schlachten eines Kalbes ganz unverkennbar ist. Das Bild des Fechters schwebt dann allerdings auch Grillparzer vor in einem satirischen Epigramm 1830 (Sauerische Ausgabe III, 99):

Und wenn er noch so haut und sticht,
Was nützt ihm all das Pochen?
Sein armes Stück ist dennoch nicht
Gehauen, noch gestochen.

7. Hand von der Butte. Ein treffendes Beispiel, wie das Volk, wenn ihm das Verständnis für eine Wendung verloren gegangen ist, sich dieselbe zurecht deutet, bietet die volksübliche Entstellung dieser Redensart in den Zuruf „Hand von der Butter!“ Daran hat schon Wustmann erinnert, der auch die richtige Ableitung von dem Gefäß zum Einsammeln der Trauben wiedergibt. Das zeigt zum Beispiel ein Beleg, der zugleich die lateinische Parallele beibringt, in der „Verteidigung des Böbl. Schneider-Handwerks“ (von Adrian Schmatteren) 1745, S. 22: „Sed manum de tabula, die Hand von der Butte: es seyn Weinbeer drinnen.“ Also ursprünglich ein Drohruf, nicht zu naschen. Aber schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gebraucht man die Wendung auch in übertragenem Sinne als „ablassen von einer Sache.“ Vergleiche noch Brentano (Gesammelte Schriften VII, 302), wo die Marketenderin dem Bügowschen Jäger zuruft, von dem Mädchen abzulassen:

Schnabel, das ist nicht sein Futter,
Von der Butte weg die Hand.

8. Sich viel herausnehmen. Dieser Wendung liegt sicher die Vorstellung zugrunde, sich bei Tische aus der Schüssel das größte Stück oder

wie der anschauliche Beleg im Grimmschen Wörterbuch verrät „eine große Gurke herausnehmen.“ Dazu stimmt zunächst sehr gut ein etwas jüngeres Zeugnis aus dem Jahre 1748 in Gottscheds „Neuem Bücherjaal“ VI, 369: „Zankten sich, wer am ersten zulangen, und wie wir reden, am ersten eine Gurke, d. i. was Rechtes sich herausnehmen sollte.“ Gegen diese Auffassung verschlägt es nicht, daß die bisher ältesten Belege in abgebläfterer Form erscheinen und auch später zumeist so auftreten. Die nähere Ergänzung lag doch eben von Anfang an nahe genug. Dennoch läßt sich die sinnenfällige Form der Redensart bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein belegen und wird auch jetzt im Volksmunde zum Teil noch bewahrt. Vergleiche eine ganze Reihe von dergleichen Beispielen, die alle in übertragenem Sinne verwandt sind: „anmaßend, aufgeblasen sein“ bei Langbein zum Beispiel (Goedikes Ausgabe) XII, 106: „Sie nehmen sich zu viel Gurken heraus, junger Herr!“ Ebenda VII, 112: „Sich vor uns Allen eine Gurke herausnehmen“ (1804); VI, 228: „Sich bei seiner Obrigkeit keine Gurke zu viel herausnehmen“ (1812).

9. Sich auf die Hinterbeine stellen. Ein vom sich aufbäumenden Pferde entlehntes Bild. Da die Belege im Deutschen Wörterbuch zu spärlich sind, sei namentlich eine Stelle aus Langbeins Schriften nachgetragen, die noch recht deutlich zeigt, wie man sich anfangs doch etwas sträubte, die Wendung auch auf einen sich weigernden Menschen ohne weiteres zu übertragen (Goedikes Ausgabe X, 53): „Ghe er wieder — mit Respekt zu sagen — auf die Hinterbeine tritt.“ Die Vermittlung scheint die Burschensprache bewirkt zu haben. Seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gewinnt der Ausdruck an Boden. Niemand wohl bedient sich seiner ausgiebiger und kühner als Bettina von Arnim. So ließe sich zum Beispiel aus ihrem 1843 erschienenen Königsbuch allein eine ganze Lesse zusammenbringen. Vergleiche Ausgabe von 1852, S. 147: „Mit dem Harnisch angetan des Zeitgeistes sich auf die Hinterbeine gestellt“; S. 166: „Ich betittle Ihr Ingenium einen faulen Heins und das stellt sich auf die Hinterbeine“; S. 357 werden sogar politische Mäuse erwähnt, die sich auf die Hinterpfoten stellen können. Bei ihr dient der Ausdruck nicht bloß zur Bezeichnung des Widerstrebens, sondern bekommt zugleich oft den Sinn des tatkräftigen Entgegenstrebens.

10. Der Löwe des Tages sein. Ein nach englisch-französischem Vorbild geformter Ausdruck. Überdies der seltne Fall, daß ein Tiervergleich eine Anerkennung ausdrücken soll. Anfangs besonders beliebt für die Charakterisierung von künstlerischen, besonders musikalischen Größen des Salons oder der Saison. So die im Deutschen Wörterbuche gegebenen Heinezitate. Über das allmähliche Durchdringen und Abschleifen des Ausdrucks freilich ersieht man daraus nichts. Schon 1839 sind dem Freiherrn von Gaudy (Ausgabe von Mueller VIII, 93 und XII, 113) Wendungen wie „Löwen des Schiffs“ oder „ein rechtschaffener Löwe“ durchaus unauffällig. Dann taucht der „Löwe der Gesellschaft“ auf, und erst in den vierziger Jahren setzt sich die Form „Löwe des Tages“ endgültig durch. So nennen die Grenzboten 1843, S. 146 den vielgefeierten Dichter Herwegh noch durchweg „Lion des Tages“, während im Stuttgarter Morgenblatt 1848, S. 1128 die Benennung „Löwe des Tages“ ohne jedes Kennzeichen der fremden Herkunft erteilt wird. So auch jetzt.

11. Lügen wie gedruckt. Diese volksmäßige Vergleichung führt Wustmann mit Recht auf die unzuverlässigen, oft unwahr aufgebauschten Zeitungsberichte zurück. Bald aber findet sich der Ausdruck ganz allgemein auf das geduldige Papier angewandt. Die Formel „gedruckte Lügen“ begegnet uns zum Beispiel schon in Gottscheds Gedichten (1736) S. 205 und kehrt darauf bei Lessing, Kogebue usw. wieder. Ebenso wird schon in den „Beiträgen zur deutschen Sprachkunde“ (1794) S. 254 gebucht: „Jemandem die Haut voll lügen, du lügst es in deinen Hals; Er lügt, als wenn es gedruckt wäre.“ Auch die Wendung „gelogen wie telegraphiert“ soll schon vor Bismarck der politische Schriftsteller Karl Heinzen nach der Angabe von Johannes Scherr gebraucht haben.

12. Schweigetaler. Das Wort ist sonderbarerweise im Deutschen Wörterbuche ganz übergangen worden. Nur das farblose „Schweigegeß“ wird notiert, aber ohne Beispiel. Auch Sanders läßt im Stich. Dennoch hat diese volkstümliche Prägung anscheinend eine interessante Vergangenheit. Hoffmann von Fallersleben bezeichnet ein vom 9. Juni 1843 datiertes Gedicht mit dieser Überschrift, die er aber in einer besondern Anmerkung eigens begründet (Ausgabe von Gerstenberg IV, 301): „Jochmanns Reliquien von Bschofke III, 232 (1838): In der guten Stadt Ulm kam — und kommt vielleicht noch jetzt — von den neun dasigen Stadtgeistlichen jede Woche einer an die Reihe, sämtliche im Laufe dieser Woche vorkommenden Leichen von Stande zu bepredigen. Wollten die Erben des Verstorbenen dem ehemaligen Beichtwater desselben, auch wenn an diesem die Reihe nicht war, den Vorzug geben, so mußten sie vor allen Dingen dem Wöchner einen Taler abreichen. Das hieß: der Schweigetaler. Der Ausdruck, ungeachtet seiner beschränkten örtlichen Bedeutung, ist vielleicht einer allgemeineren Anwendung fähig und wert. Schriftstellerpensionen zum Beispiel, ließen sie sich treffender bezeichnen als durch diesen — Schweigetaler?“ Und so hat er denn in der Tat den Ausdruck als satirische Bezeichnung für die von König Friedrich Wilhelm dem Vierten ausgesetzten Jahressgehälter für loyale Dichter in Umlauf gesetzt und eingebürgert. Heute ist er besonders geläufig als Ausdruck für kleine Abfindungen und Durchstechereien.

O. L.



Die Klabunkerstraße

Roman von Charlotte Niese

(Fortsetzung)



er glücklichste Mensch auf dem Dovenhof war Alois Heinemann. Ihm leuchtete die Seligkeit aus den Augen, und wenn er mit Melitta durch den Garten ging, küßte er sie zaghaft und flüsterte ihr zu, wie er sie liebe, und wie er Nachts aufwache, um Gott zu danken für sein Glück. Sie lachte über ihn und hörte ihm zu. Aber sie ermahnte ihn zum Fleiß, und er mußte täglich viele Stunden malen, und eines Tags, als er von einer Waldecke gesprochen hatte, die sich besonders malerisch mit alten Eichen in eine Wiese hineinschob, da schickte Melitta ihn weg, daß er sofort eine

Grenzboten I 1904

70